

RIKE IN PALÄSTINA - BERICHT no. 1

ANKUNFT

Wenn man auf Reisen ist, selbst wenn es für ein ganzes Jahr ist, empfiehlt es sich, leicht zu reisen. Dieser Gedanke hält sich in meinem Kopf wie ein Mantra, als ich meinen Dreißig-Kilo-Koffer erst durch die Hallen des Flughafens Ben Gurion in Tel Aviv, dann durch die Straßen Jerusalems und schließlich die letzten Meter zum SOS-Kinderdorf in Bethlehem schleppe. Der Checkpoint Jerusalem-Bethlehem ist für Fahrzeuge geschlossen. Das heißt, alle, inklusive mir und meinem Koffer, müssen aus dem Bus aussteigen und durch den Checkpoint laufen. Ich bekomme aber auch einen Geschmack von der hilfsbereiten Kultur der Palästinenser, denn ein paar Schulmädchen lotsen mich durch die Gänge und Tore und helfen der ahnungslosen Touristin, den Koffer durch die Drehtüren zu wuchten.

Endlich im Kinderdorf, am Ziel meiner Reise, werde ich von geschätzt zwanzig Kindern umringt. Ich frage nach Fadiyah, denn das ist der einzige Name, den ich kenne. „Frag einfach nach Mama Fadiyah, wenn du da bist“ hat mir Marlene, meine Vorgängerin, gesagt. „Die wissen dann schon bescheid.“

Anscheinend weiß hier niemand, dass heute die neue Freiwillige ankommt, denn Fadiyah sitzt mit ein paar anderen Müttern in einem der Häuser, trinkt Tee und sieht mich erst einmal verdutzt an, als ich um die Ecke gucke. Ich stelle mich vor, sie stellen sich vor, ich setze mich und eine der Mütter schenkt mir Tee ein. Tfaddali. Physisch bin ich angekommen.

Psychisch jedoch hängt jeder zweite Gedanke noch daheim in Berlin und will nicht hinterherkommen. Ich bin jetzt erst einmal bei Mama Abeer eingezogen, in Haus eins, direkt am Eingangstor. Es ist zwar erst gegen sechs, aber nach dieser Zwölf-Stunden-Reise siegt die Müdigkeit über die Aufregung und ich falle wortwörtlich ins Bett.

Eine Woche später. Inzwischen habe ich mich schon etwas ins Alltagsleben des Dorfes integriert. Ich stehe auf, mache mir Frühstück, leiste Mama Abeer Gesellschaft beim Fernsehen, lerne arabisch, gehe ab und zu ins Büro, um Mails zu schreiben, bis die Kinder von der Schule kommen. Dann gehe ich jeweils in eins der anderen Häuser (vierzehn insgesamt) und mache entweder Englisch-Nachhilfe oder male /spiele mit den Kindern. Nach und nach können sie sich meinen Namen merken. Sie begrüßen mich, wenn ich zum Büro laufe. Mit manchen entwickle ich einen eigenen Handschlag. Und das SOS-Dorf ist eine Oase. Das einzige, was fehlt, ist die Wasserstelle. Exotische Pflanzen, Hibiskus-Sträucher, Zitronenbäume, Olivenbäume, Palmen. Bunt bemalte Wände, Hühner und Katzen, die mir hier und da mal über den Weg laufen. Es ist Anfang Oktober, aber es ist warm wie im deutschen Hochsommer.

Ich freunde mich mit Rawan an. Rawan ist einer der lustigsten Menschen, die ich hier bisher getroffen habe. Sie ist eine „ehemalige Tochter“ von Mama Abeer und kommt mehrmals in der Woche zu Besuch. Meistens hat sie ihre einjährige Tochter dabei, welche sie „Kinda“ getauft hat (Ja, nach dem deutschen Wort für „children“) und Kinda hat mich inzwischen Kika getauft. In den folgenden Tagen und Wochen babysitte ich Kinda des Öfteren. Rawan kann fließend englisch sprechen und wir reden viel. Sie ist nicht gläubig, trägt keinen Hijab, und wenn wir mit dem Auto unterwegs sind, muss ihr Mann mit Kinda hinten sitzen, während sie fährt und ich auf dem Beifahrersitz sitze. Genau sieben Tage nach meiner Ankunft nimmt sie mich mit zu meiner ersten Hochzeit.

Palästinensische Hochzeiten sind anders als deutsche. Oder, besser gesagt, als alle Hochzeiten, auf denen ich bis jetzt war. Hier wird getanzt, bis man nicht mehr tanzen kann. Die Musik lässt fast mein Trommelfell bersten, aber ich gewöhne mich mit der Zeit daran. Nach zehn Minuten bin ich umringt von Mädchen, die mich auf arabisch ausfragen, mir, nachdem ich ihnen klargemacht habe, dass mein arabisch sich auf ein gutes dutzend Wörter beschränkt, arabisch beibringen wollen und anschließend mit mir tanzen. Diese Mädchen haben eine Wahnsinnsausdauer. So fasziniert sie auch von dem fremden, blonden, weißen Mädchen scheinen, so fasziniert bin ich von ihnen. Wenn sie mir etwas sagen wollen und ich es nicht verstehe (sei es wegen der Musik oder der Sprache), geben sie nicht auf und gestikulieren minutenlang mit Händen und Füßen, bis der Groschen fällt. Sie sind den ganzen Abend über bei mir, hilfsbereit und zuvorkommend, und machen es mir – bewusst oder unbewusst - so viel leichter, mich als Teil dieser Hochzeitsgesellschaft zu fühlen.

Die Nacht darauf bekomme ich Schüttelfrost und kann nicht einschlafen. Den Tag darauf liege ich mit Fieber im Bett. Mama Abeer kümmert sich liebevoll um mich und durch den Fieberschleier hindurch bin ich gerührt. Sie bringt mir Essen und Tee und Medizin ans Bett und erkundigt sich auf arabisch um mein Wohlergehen. Sie kennt mich erst seit gut einer Woche und bezeichnet mich schon als Teil dieser Familie

KULTURSCHOCK WEICHT GEWÖHNUNG

So erhole ich mich bald und nach ein paar Tagen bin ich wieder auf dem Damm. Ich komme in Kontakt mit Hannah, die vor ein paar Jahren ebenfalls Freiwillige in Palästina war und jetzt für 1-2 Wochen wieder hier ist. Natürlich will ich sie treffen. Es wird höchste Zeit, dass ich über das SOS-Dorf hinaus mal meine Umgebung erkunde, finde ich, und das ist die Gelegenheit. Sie lädt mich ein, auf einer Tour mitzufahren, die sie organisiert. Zusammen mit rund zehn anderen Gästen fahren wir also eines schönen Tages zu einem Ort, an dem ich vor drei Jahren im Rahmen des Schüleraustausches schon einmal war und an dem jetzt die Erinnerungen wiederkommen: Das „Tent of Nations“. Der Besitzer führt uns herum und bietet uns Feigen an, die er von den Bäumen pflückt. Überall wird irgendetwas angebaut, Freiwillige laufen herum und kümmern sich um die Pflanzen und Tiere, Hundewelpen beißen sich in meinen Schnürsenkeln fest. Wenn ich den Blick hebe, sehe ich die umliegenden Berge und Täler. Auf jedem freien Fleck scheint sich eine israelische Siedlung festzubeißen. Der Weinberg ist umzingelt.

In den letzten Tagen habe ich viele Nachrichten aus Deutschland erhalten, ob denn alles in Ordnung sei, jetzt, wo sich die Situation so zuspitzt. Chris, einer meiner Betreuer in Deutschland, erzählt mir, dass die Situation schlimmer ist als in den letzten 12 Jahren. Ich bin verduzt. Abgesehen von der Tatsache, dass manchmal ein paar Tränengaswolken vom Checkpoint hinter dem Berg ins SOS herüberwehen und wir für ein paar Minuten ins Haus gehen müssen, bekomme ich (bis jetzt) nichts vom Konflikt mit. Schon gar nichts von einer Verschärfung desselben. Trotzdem melde ich mich bei den Leuten von Talitha Kumi. Für alle Fälle.

Talitha Kumi ist eine „deutsche Schule im Ausland“ in Beit Jala. Für den unwahrscheinlichen Fall, dass ich aus Palästina ausreisen muss, sieht der Plan vor, dass ich zuallererst nach Talitha Kumi fahre, denn die Schule liegt in unmittelbarer Nähe zu einem Checkpoint. Um das zu ermöglichen, müssen diese Menschen aber erstmal wissen, dass ich existiere und wer ich bin. Also setze ich mich mit ihnen in Verbindung und werde prompt zur anstehenden Olivenernte eingeladen.

Nach den drei Jahren, die vergangen sind, seit ich das letzte Mal hier war, habe ich ganz vergessen, wie es ist, mit Soldaten konfrontiert zu sein. Ich sitze mit den anderen Freiwilligen auf dem Weg zur Olivenernte im Kleinbus und wir werden am Checkpoint angehalten. Wir alle haben einen purpurroten Pass und werden nicht mal zweimal angeguckt, als sich die Tür öffnet und zwei Soldaten in voller Montur (inklusive beeindruckenden Gewehren) in den Bus spähen. Unser Fahrer hingegen ist Palästinenser. Sein Pass ist himmelblau. Sie nehmen sich reichlich Zeit, den Pass zu inspizieren und geben sich scheinbar alle Mühe, ihn (den Fahrer) so herablassend wie möglich zu behandeln, als sie den Pass zurückgeben und uns weiterfahren lassen. Es kommt mir auf eine deprimierende Weise albern vor.

Wir fahren nach Jerusalem zum Ölberg. Wir tragen die Wasserflaschen zum Olivenhain, bereiten alles vor und anschließend werde ich „eingewiesen“. Man steht entweder unten oder man klettert auf den Baum. Dann „melkt“ man die Zweige, sodass die Oliven auf die Planen und Decken fallen, die man vorher ausgelegt hat. Ein großer Baum kann manchmal eine halbe Stunde in Anspruch nehmen, selbst wenn 3 oder 4 Leute gleichzeitig ernten. Wir haben acht Stunden lang gearbeitet und gegen Ende bin ich schmutzig, verschwitzt und erledigt, genau wie der Rest der Gruppe. Aber gelohnt hat es sich trotzdem. Die Aussicht ist herrlich, man sieht die halbe Stadt und darüber hinaus die Landschaft. Und ich habe mich nach langer Zeit mal wieder auf deutsch unterhalten anstatt in einem Mischmasch aus arabisch und englisch. Auf der Fahrt zurück schlafen die meisten und ich würde auch gerne ein bisschen die Augen zumachen, kann aber nicht. Meine Augen kleben am Fenster. Das Bild dieser Stadt ist magisch und fremd, trotz – oder vor allem wegen – der momentanen hitzigen Lage. Wir fahren einen Umweg und landen im Stau, denn niemand will am Damaskus-Tor entlangfahren. Dort wurden vor ein Paar Tagen Menschen erstochen. Wir fahren an den imposanten Mauern der Altstadt entlang, wo Palmen im Wind wehen, Touristen Fotos schießen und Soldaten den Finger am Abzug ruhen lassen, während ihr nervöser Blick über das routinierte Chaos des Stadtlebens schweift. Es wimmelt von Soldaten. Sie sind an jeder Kreuzung, in jeder Straße, auf jedem Platz. Zum Schutz der Bevölkerung wurden 1000 zusätzliche Soldaten in Jerusalem stationiert. Allmählich wird mir klar, wovon meine lieben Leute in Deutschland reden. Und warum sie sich Sorgen machen.

Ein paar Abende danach gehe ich zum ersten Mal ins AIC (Alternative Information Center). Dort höre ich mir einen Vortrag an, gehalten von einem älteren Palästinenser. Es sind beeindruckende, aber auch sehr deprimierende 60 Minuten, in denen mir manches Mal Schauer über den Rücken laufen.

Ein Punkt bleibt mir am deutlichsten im Gedächtnis. Der Mann berichtet, dass die Israelis seit 1948 davon ausgingen, dass das palästinensische Volk, wenn es nur lange genug unter der Qual der Besatzung leben würde, vergessen würde, was ihnen geraubt wurde. Ihr Land, ihre Freiheit, ihre Rechte als Menschen. Er erinnert seine Zuhörer daran, dass ganze Generationen von Arabern ihr Leben in Gefangenschaft verbringen. Sie werden geboren und sie sterben, ohne jemals frei gewesen zu sein. Ein Leben im Schatten der Mauer Israels. „Aber“, sagt er, „die Israelis haben sich geirrt. Die folgenden Generationen Palästinas haben nicht vergessen, was ihnen geraubt wurde. Sie haben ihre Rechte nicht vergessen. Und sie werden sie nicht vergessen, nie. Israel muss beginnen zu verstehen, dass dieses Volk nicht aufgegeben wird, bis es zurückbekommt, was ihm zusteht. Solange dem palästinensischen Volk seine Rechte verwehrt bleiben, wird es, muss es um diese kämpfen. Solange dieses Volk, diese Nation verleumdet wird, kann es keinen Frieden geben.“

INS INNERE VON ISRAEL

Im Auftrag von „Memoire d'lavenir“ reise ich heute ins Herz des Staates Israel. Die Fahrt dorthin ist unverhofft einfach – und vor allem billig. In Jerusalem könnte man die Luft zerschneiden, immer noch gibt es Anschläge hier und da, immer noch wimmelt es von Soldaten. Ich fahre mit der Straßenbahn zur Central Bus Station. Die Rundmail des auswärtigen Amtes, die ich neulich bekommen habe, hat vor Reisen in öffentlichen Nahverkehrsmitteln gewarnt, aber nicht eine Sekunde lang habe ich wirklich Angst. Es ist mehr eine allgegenwärtige Anspannung, die ich spüre, wie ein leise fiepender Tinnitus. Unterwegs treffe ich ein reisendes Pärchen aus Deutschland mit demselben Ziel und wir reisen ein Stück gemeinsam. Endlich in Tel Aviv angekommen, trennen sich unsere Wege und ich warte auf Ahmad, den Koordinator des Workshops, den ich unterstützen werde. Wir fahren in eine israelisch-arabische Kleinstadt, wo er mit seiner Familie wohnt. Ich lerne seine Frau und seine Kinder kennen und wir haben einen sehr netten Abend. Seine älteste Tochter ist Lehrerin und wohnt direkt nebenan. Sie nimmt mich mit und zeigt mir ihre Wohnung, und hier habe ich eine Unterhaltung, die so interessant ist, dass die üblichen Floskeln wie hinsetzen, Tee anbieten oder Smalltalk von vornherein ausgelassen werden und wir eine glatte Stunde einfach in ihrer Wohnung stehen.

Am Anfang fragt sie mich, ob ich die Straßen hier gesehen habe. Den Müll, der hier überall herumliegt, sich häuft und nie aufhört, bis irgendjemand ihn verbrennt. Es gibt zwar Entsorgungsfirmen, aber es gibt kein Geld, um sie zu bezahlen. Es gibt zwar Schulen, aber es gibt kein Geld für Bücher. Neulich, sagt sie, musste eine Organisation Papier spenden, weil es kein Geld für Papier gibt.

Sie berichtet mir von der sozialen Situation dieser Dörfer. Sie erzählt mir von den vielen Familien, die kein Geld haben, um den Monat zu überstehen. Sie erzählt von Junkies, die Junkies geworden sind, weil ihre Eltern von Soldaten getötet wurden, und von Straßengangs, die um die Häuser ziehen und Einbrüche begehen. Sie zeigt mir das Fenster in ihrer Wohnung, wo sie eingestiegen sind, denn sie waren auch in ihrem Haus. Bretter sind vor das Fenster genagelt und Fingerabdrücke an der Wand markiert. Sie sagt mir, dass es Zeugen gab. Jeder weiß, wer das war. Das ganze Dorf kennt ihre Gesichter.

„Wieso wart ihr nicht bei der Polizei?“ frage ich.

„Die Polizei?“ Sie lacht. Sie war bei der Polizei, obwohl sie im Vorhinein wusste, dass nichts passieren würde. „Die Polizei rührt hier keinen Finger“, erklärt sie mir. „Die Polizei wird bezahlt, um nichts zu tun. Mehr noch, die Polizei arbeitet mit diesen Gangs zusammen. Falls es tatsächlich je dazu kommt, dass ein Gangmitglied verhaftet wird, werden sie nach 1-2 Tagen wieder freigelassen, ohne Prozess oder Strafe.“

„Aber wenn jeder sie kennt“, frage ich, „wieso wehrt ihr euch nicht gegen sie? Als Bürger?“ Sie antwortet, „was sollen wir machen? Wenn wir auf sie zugehen, etwas tun, gehen sie zur Polizei und dann kommt die Polizei zu uns und wir bekommen Probleme.“

Ich denke an Deutschland, wo die Polizei dazu da ist, Konflikte zu lösen. „Sie (die Polizei) ist infiltriert vom israelischen Staat. Hinter diesem perfide anmutenden System steht dessen Interesse, diese muslimischen Dörfer zu kriminellen Gegenden zu machen“, erklärt sie. „*The police is paid to cause trouble, and they do a good job.*“

„Das erinnert mich an die Art, nach der Kartelle funktionieren“, sage ich.

„Ja, exakt“, sagt sie und wird etwas lauter. „Diese Kleinstadt wird von der Mafia regiert! Und nicht nur diese. Alle muslimischen Dörfer und Städte in Israel haben damit zu

kämpfen und zu leben. Die Fäden werden gezogen vom israelischen Staat selbst.“ In dem Moment realisiere ich allmählich, was für Mächte in diesem Land am Werk sind. Und ich spüre, wie verzweifelt sie ist, denn sie kann nichts tun gegen den allmählichen Verfall ihrer Heimatstadt. Und auch, wenn mich dabei ein seltsames Gefühl der Scham überkommt, bin ich ein weiteres Mal froh über die Farbe meines Passes. Bevor ich in dieser Nacht einschlafe, denke ich lange über all das nach, was sie gesagt hat. Ich versuche, das Gespräch zu entwinden und eine objektive Position einzunehmen, da ich ja nur eine Sichtweise kennengelernt habe, aber es gelingt mir nicht ganz.

Am nächsten Morgen fahre ich mit Ahmads Frau Ligia, die Künstlerin ist und ausschließlich arabisch und spanisch spricht, in die Schule, in der der Workshop stattfinden soll. Als wir in die Klasse kommen, starren mich gut zwei dutzend Augenpaare an, als würden sie ein Alien erblicken und dieses Gefühl hält die ganzen zwei Unterrichtsstunden an. Ich fühle mich etwas hilflos, denn die Sprachbarriere steht nach wie vor und ich kann nichts weiter tun, als beobachten, wie die Kinder Selbstportraits malen. Das ist nämlich die Aufgabe: Zeichnet Euch selbst in fünf Jahren. Wie seht Ihr mal aus? Was wird Euch auszeichnen? Etc. Naja, eine Sache habe ich geschafft: Ich habe einen jüdischen Künstler, dessen Nummer ich von der Organisation habe, mit dem Workshop zusammengebracht und ihn hierher gelotst. Jetzt ist er da, Eyal, ein älterer Mann mit freundlichen Augen und Enthusiasmus. Er geht in den Reihen umher und gibt Tipps auf englisch, denn er kann auch kein arabisch. Als die Kinder fertig sind und die Blätter eingesammelt werden, weist er mich auf etwas hin, was jetzt auch mir auffällt: Auf beinahe jedem Bild ist die palästinensische Flagge zu sehen, oft auch die israelische, oft Stacheldraht und Friedenstauben. Er sagt, es ist doch traurig, diese Kinder sehen keine individuelle Zukunft, sondern nur die Zukunft ihres Landes. Ich denke, naja, wenn man unterdrückt wird, rückt man eben als Nation zusammen und die Ziele und Träume der Kinder verändern sich entsprechend. Als wir zu dritt die Schule verlassen und im Supermarkt einkaufen gehen, frage ich ihn auf englisch, wie er und Ligia miteinander klarkommen. Ich war bisher noch nie mit einem Juden und einer Muslimin unterwegs. Er sagt, gut, natürlich, und sie haben mangels besserer Mittel sogar eine Mischmasch-Sprache zwischen hebräisch und arabisch entwickelt. Anscheinend sind diese beiden Sprachen sich so ähnlich, dass sie sich auf diese Weise ohne große Probleme unterhalten können.

EIN NEUES HEIM

Nach einem Monat ziehe ich zum ersten Mal in meinem Leben in meine eigene Wohnung. Sie liegt in Beit Sahour, einem christlich geprägten Ortsteil von Bethlehem. Ich wohne allein, und mein jetziger Weg zur Arbeit schließt die Altstadt des Ortes mit ein. Mit allen Sachen angekommen, gehe ich erst einmal einkaufen. Hier muss man nicht wie in Deutschland umweltgerecht alle Nichtbioprodukte meiden; hier muss man palästinensergerecht alle israelischen Produkte meiden.

Nicht lange Zeit später kontaktiere ich Echlas. Echlas lebt im Al-Azzeh-Flüchtlingscamp und gibt Arabischunterricht, Termin nach Vereinbarung. Sie beschreibt mir den Weg und lotst mich per Telefon durch das Camp. Ich gehe im Halbdunkeln die Hauptstraße entlang und bin verzaubert. Nebel verschluckt die eng aneinander stehenden grauen Häuser und verwischt den Blick in die engen Gassen, zahllose Kabel winden sich kreuz und quer über die Straße und Kinder spielen und kreischen in geisterhaftem Licht. Es erinnert mich an eine futuristische Filmszene. Bei Echlas angekommen, setze ich mich auf einen Stuhl neben ihr Bett, sie sagt, sie war heute zu

faul für den Rollstuhl und lacht. Nach der Begrüßung fangen wir auch schon gleich an, die männliche und weibliche Form der Zahlen zu besprechen. Zwischendurch bittet sie mich, ihr eine neue Zigarette anzuzünden. Bis auf ihren Kopf und beide Arme, jeweils mit Einschränkungen, kann sie ihren Körper nicht bewegen. Sie ist Kettenraucherin und hat eine gute Portion Humor, das heißt, ich finde sie auf Anhieb ziemlich cool.

Das Al-Azzeh-Flüchtlingscamp liegt in unmittelbarer Nähe zur Mauer und zum Checkpoint, dort, wo in jüngster Zeit mehrmals in der Woche „Clashes“ stattfinden. Ein Clash ist das, was man in Deutschland wahrscheinlich für fünf Sekunden in der Abendschau eingeblendet sieht und wovon die Nachrichten hier pausenlos berichten. Ein paar dutzend palästinensische Jugendliche werfen Steine auf israelische Soldaten, die zurückschießen, mit Gummigeschossen (welche auch tödlich sein können) oder eben mit scharfer Munition, bis ein Panzerfahrzeug heranrollt und Tränengaskapseln in die ungefähre Richtung der Palästinenser schießt. Eines schönen Tages bin ich auf dem Weg zu Echlas und laufe direkt in eine Tränengaswolke hinein. Die sachten Tränengasböen, die manchmal ins SOS rüberwehen, sind nichts im Vergleich hierzu. Ich stopfe mir meinen Schal vor Mund und Nase, merke, dass es nicht wirklich hilft und fange an, zu rennen, so schnell ich kann. Es sind nur knapp zwanzig Meter zu Echlas' Wohnung. Zu meinem Glück steht die Tür offen und ich platze herein, hustend und blind und mit tränenüberströmtem Gesicht. Die beiden Frauen, die Echlas unterstützen, holen Zwiebeln und Parfum, während ich mich über den Wasserhahn beuge und mein brennendes Gesicht wasche. Es wird langsam besser. Nach ein paar Minuten kann ich die anderen begrüßen und wir müssen lachen. Ich sehe ich wieder klar und setze mich zu Echlas. Sie scheint lange nicht so geschockt von diesem Ereignis wie ich. Ihr kleiner Neffe kommt ein paar Minuten später herein und trägt eine Gasmasken in der Hand. Naja, denke ich. Warum sollte sie auch geschockt sein. Das ist hier das tägliche Leben.



Auf dem Weg zum SOS, im Vorder- und Mittelgrund der Stadtrand von

Bethlehem, im Hintergrund eine israelische Siedlung



Ausblick von meiner Wohnung auf Beit Sahour bei Sonnenuntergang